

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1914

338 (6.12.1914) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Die Deutsche Mutter.

Von Holde Kurz.

Mutter, wann kehrt der Vater nach Haus? Wann die Ernte geholt unser Fleisch. Er jog zum Ernten nach Frankreich hinaus, Dort schielte er rot und heiß.

Mutter, auf Stoppeln weht kalter Wind, Sag, wo bleibt er so lang? Ob früh und schaurig die Nächte sind, Ainder werdet nicht bang.

Mutter, du gibst uns nur schwarzes Brot? Danket Gott, der's bescheret! In Frankreich glühen die Scheunen rot, Dort sitzt der Hunger am Herd.

Mutter, wir haben der Feinde so viel, Was taten wir ihnen zu leid? Nur daß ein Teil uns am Dasein fiel, Nur daß ihr atmet und leid.

Gehst schlafen, Kinder, der Vater wacht, Damit ihr schlummert so warm: Im Schützengraben in eifriger Nacht Siegt er, Gewehr im Arm.

Was sollen wir beten beim Schlafengeh'n? Daß ihr tapfer werdet wie er, Der Taten wert, die für euch geseh'n, Und willig tragt die Beschwer.

Kinder, den Vater im Himmel fragt, Wann die blutige Ernte aus. Wann der Sieg erkämpft und der Friederagt, Dann kehrt euer Vater nach Haus.

(Aus den Münchener Neuesten Nachrichten.)

Unteroffizier Nottebohm.

Von Martin Proskauer.

„Es ist prächtig, wie sich unsere Leute da draußen schlagen, die alten Landwehrleute wie die Jungen. Kurz bevor ich das Feld mit dem Arm hatte, bekam ich noch eine Schwadron Freiwilliger als Nachschub, die waren noch größere Draufgänger.“

Der Sprecher, ein großer bagerer Husarenmajor, rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht. „Und was für Kerle drunter sind“, fuhr er nachdenklich fort, „da sehe ich einen Reiter — ich denke, das Gesicht kenne ich doch — frage ihn, da ist es Bengtsein, der große Heldentemler mit der noch größeren Gage! Raus hin und wird freiwilliger Reiter. Außerdem waren noch zwei Privatdozenten und über 50 Studenten da — alle freiwillig.“

„Bei meiner Kompanie ist ein ganz berühmter Schriftsteller als Sanität“, bemerkte ein Hauptmann.

Ein Oberleutnant mit dem Eisernen Kreuz, der bisher schon in der Ede gewesen hatte, lachte auf.

„Den künftigen Kerl, glaube ich, Herr Major, hatten wir doch in unserem Regiment. Bei uns dient nämlich der Unteroffizier Willi Nottebohm.“

„Wer ist denn das?“ fragten die anderen Offiziere.

Der Oberleutnant lachte: „So heißt er nur in seinen Papieren, sonst nennt er sich der „urwidere Nottebohm“.“

„Was? Der? Der bekannte Varietékünstler? Der mit dem dicken Gesicht?“

„Genau derselbe. Und ist Unteroffizier der Reserve in der zweiten Kompanie unseres Regiments. Ich kenne ihn — das heißt die Offiziere — gar nichts von seiner Anwesenheit. Aber eines Tages aß ich durch das Quartier in einem belgischen Dorfe, da sehe ich einen dicken Hausen Soldaten und höre brüllendes Gelächter. Ich trete näher, man macht mir Platz, da sitzt ein dicker Unteroffizier auf einer Tonne und singt ein blödsinniges Lied auf die Engländer, aber so tonisch, mit so einem dröckigen Gesicht, daß ich auch lachen muß. Das war meine erste persönliche Bekanntschaft mit Herrn Nottebohm. Jetzt fiel er mir öfter auf, aber nicht immer angenehm. Zuletzt ging es ja. Bei den Gemalmnissen, die wir machen mußten, war er immer vorne an, immer fidel, wenn ihm auch der Schwanz über sein dickes Gesicht lief — und machte seine Räschen. So heitere er wenigstens die Leute auf. Besonders einen Singang hatte er, da bog er sich die Leute vor Lachen. Als Refrain ging es immer:

„Kinder, kommt, die Reife hat Uns ja nicht getoht, stinder, hant den Engländermann, Bis sein Kohlebeef roht!“

„Zehr geistvoll war es nicht, aber sein Gesicht glänzte wie lauter Butterzöpfe, und die Kerle wollten sich totlachen. Allmählich wurde es aber zu viel. Herr Nottebohm schien die feierlich deutsche Arme für sein Publikum zu halten, und sein Mundwerk fand nie still, auch bei Nachmärchen, wenn er besser das Maul halten sollte. Ich habe ihn auch gehörig angepöffen, aber dann machte er ein so gekünsteltes Gesicht, die blanken Augenlein ver-lankten in lauter kummervollen Speckfalten, daß man sich umdrehen mußte, um nicht laut zu lachen.“

„Ich machte den Feldwebel auf den Unteroffizier Nottebohm aufmerksam, da sagte er: „Zu Wecht, Herr Oberleutnant, ich weiß schon. Aber, wenn ich den Kopf wegdrehe, dann macht er meine Stimme nach, daß ich denken könnte, ich bins selber.“ — Also der urwidere Nottebohm spielte weiter. Einmal kam ich von hinten an die Marschkolonne heran, da hörte ich das Lied:

Ein Jammerbündel erschien, den Sped in Trauer-falten gelegt, das linke Auge betrübt, das rechte ver-güht. Er knallte vor dem Major die Abzüge zu-sammen, daß er schwappte. „Ob er den Unfinn nicht lassen könnte?“ — „Zu Befehl, Herr Major, es ist angeboren, ich kann nichts dafür“, sagte Nottebohm mit Jammerstimme, daß man vor Vergnügen hätte aufschreien können, „ich sehe so aus!“

„Aber Sie können sich doch zusammennehmen, Unteroffizier!“ mahnte der Major.

„Zu Befehl, aber es geht nicht, Herr Major“, sagte Nottebohm treuherrlich und sah ihn so recht mit der strahlenden Breite an. „Wie ich heiraten wollte und meiner Frau einen Antrag machte, fing sie an zu lachen und sagte, so ginge es nicht, es wäre zu komisch. Ich sollte es schriftlich machen!“

Dabei brachte er die ganze Geschichte mit des Majors eigener heiterer Stimme, aber in so jäm-merlichem Ton heraus, als ob es ein Malheur ge-geben hätte!“

Die anderen Offiziere lachten.

„Na, und weiter?“

Der Oberleutnant fuhr fort: „Na, der Major drehte sich — schnubs — um und sagte: „Es ist gut, Sie können abtreten!“ Dabei luden seine Schuttern vor verhaltenem Lachen. Am Abend darauf kamen wir in die Front. Eine Nacht und einen Tag in Meierverstellung — über uns plakten die ersten Granaten, da wurden die Kerls still. Nottebohm auch. Am nächsten Morgen kamen wir in die Schützengräben. Später raus — Graben ansehn — Unterstände bauen — na, Sie kennen das ja zur Genüge selbst. Vor uns stand französische Infanterie und hauptsächlich englische Artillerie, die aber merkwürdig still war. So lagen wir in den Schützengräben. Es regnete, die Feld-krüge kam unregelmäßig, kurzum, das rechte Glend der Untätigkeit mit keinem auf-dem-Posten-fein ging uns an. Mit einem Male hing der Feind an loszu-schnallen. Die Brüder hatten wohl erst Meierver- nachgezogen, jedenfalls war es ein mächtiger An-griff auf der ganzen Front. Unsere Linie war ziemlich dünn, neblig war es auch, und gerade als die feindliche Artillerie sich so recht eingelassen hatte und die Granaten unsere schönen Unterstände zerschmetterten, verloren wir den Anschluß nach links — wir waren rechte Klügelpöse — und lagen nun schon da. Es war erstebast, meine Herren. Keine 30 Schritt weit Sicht im Nebel, dazu der Feind, der uns so richtig eingekadelt hatte, es sah ich selbst bei uns aus. Ich denke gerade, ob uns die Engländer vielleicht umgehen wollen, da plakt ein Schrapnell über dem Bataillonsstab — der Major und zwei Hauptleute hin!“

„So ein Pech — und dabei auf exponiertem Posten! Im ersten Augenblick waren wir alle still, die Leute spürten instinktiv die Unsicherheit. Die nächsten hörten zu schiefen auf und schielten nach den toten Offizieren. Man sah die deutlich die summe Frage: Sollen wir nicht zurück? Ich sah mich nach dem anderen Hauptmann um, der hatte aber auch gerade seinen Kopf bekommen — und wollte einen Ent-schluss fassen. Da hörte ich links von mir etwas krachen, heller, die Stimme des Majors:

„Plant das Bajonett auf! Zum Sturm, marsch, marsch, hurra! Ich sehe den urwidere Nottebohm, das Bajonett in den Händen, raus aus dem Graben springen. Die anderen Kerle auch, ich ziehe den Regen, wäre ein Schlag gegen den Arm, ich sehe gar nicht hin und los — marsch, marsch, hurra!“

Wir alle rein in den Nebel. Na, also kurz! Kaum 200 Meter nach vorn ist der Feind, englische Ter-ritorialen in Schützengräben, hops reit und mit dem Bajonett leergefegt! Weiter! Da ein Gefäß — zwei — eine Batterie, französische letzte 75 Milli-meter — weg mit der Mannschiff. Röhlich sind keine Feinde mehr da. Gleichzeitig kommt ein Wind-stos, der Nebel hebt sich, und wir sehen, daß links von uns unsere ganze Front im Sturm vorzieht, wir am weitesten vorn, und der Feind läuft — aber nie!“

Der Oberleutnant machte eine Pause.

Am Abend hörten wir dann aus dem Brigade-befehl, daß das erste Bataillon — also wir — den Umgebungsversuch des Feindes rechtzeitig bemerkt und durch Sturmangriff glänzend abgewiesen hätten. Gleichzeitig wurde ich aufgerufen, Mann-schaften für das Eisener Kreuz zu benennen. Ich sagte etwa 12 Mann aus, darunter Nottebohm. Leider konnte ich nicht als Grund für ihn, wie ich gern gemollt hätte, angeben: Weil er im kritischen Moment die Stimme seines gefallenen Majors nachmachte!“

Eduards unselige Erben.

Die Kriegsbeher.

IX.

König Albert.

Den die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Auf wen ließe sich dieser Satz wohl mit mehr Recht anwenden, als auf Albert I., den König der Belgier! Noch sind nicht fünf Jahre verstrichen, seit der vorwitzige Graf von Flandern den Thron seines Oheims bestieg, und schon hat König Albert alles zertrübt, was zwei kluge und weitblickende Monarchen vor ihm aufge-baut hatten, hat er Land und Volk der Belgier schlimmerem Unheil preisgegeben, als diese Na-tion seit hundert und mehr Jahren zu erdulden hatte.

Dieser König, der jetzt die letzten paar Quadrat-kilometer seines Landes jäh vertheidigt, wird einmal einem Schauplatz der Zukunft Stoff zu einer Tragödie geben; zur Tragödie von dem Herrscher, der sein kleines Volk groß und reich und glücklich machen wollte, und das keine Freunde, auf deren Gerechtigkeit er baute, ihm hilflos verrieten. Albert I. hat dem treulosen Albion vertraut; er hat sein Schifflein im Rielwasser des französischen Staats-schiffes getauert und hat nicht gemerkt, daß dieses stolze Staatschiff von fremden Völkern in fremdem Solde nach verberbernden Strudeln hingen-lenkt wurde. Albert, aus dem Danté Coburg, dessen Angehörigen man mit Recht angeborene Schamheit nachsagt, hat, ist aus der Art geschlagen. Er hat sich als ein Dilettant auf dem Thron erwiesen, hat er doch das heilige Palladium Belgiens wie aller kleinen Nationen, die Neutralität seines Lan-des, leichtfertig gegen Verpfändungen geopfert. Das ist seit den atemmäßigen Bemühen, die die deutschen Behörden in den Geheimföranten der Brüsseler Ministerien gefunden haben, unumstöß-lich. Aber man versteht immer noch nicht recht, warum Belgien seine Sache auf Glück und Verderb mit der Frankreichs und Englands vernüpfert hat.

Die Lösung dieses Rätsels liegt in der Perion des Königs und seiner Bestrebungen. Zunächst mag vorausgeschickt werden, daß das belgische Volk von Sympathien für Deutschland nicht gerade reichhaltig war. Französisch war im Lande Trunpf, seitdem die französische Sprache zur ersten Staatsprache ge-worden war. So gehörte auch der Deutschenhaß die französische Sprache gar nicht mehr und mehr in geistige Abhängigkeit von Frankreich, und Brüssel fühlte sich wie ein zweites Paris, wobei die Brüs-seler sich gern noch pariserischer gebärdeten als die Pariser selbst. So gehörte auch der Deutschenhaß gewissermaßen ebenso zum guten Ton, wie die Nach-öffnung aller Lebensgewohnheiten der Seinedstadt. König Albert, der von jeher entgegen den Ge-pflogenheiten seines Vaters großen Wert darauf legte, populär zu werden, konnte also sicher sein, wenn er keine Politik nach Paris orientierte. Be-deutungsvoller für die intime Annäherung Bel-giens an die Westmächte waren aber des Königs Bestrebungen, sein Land zur Seemacht werden zu lassen. Albert hatte sich von jeher für Fragen der Technik, des Handels und der Sozialpolitik in-teressiert, und es war seine Absicht, die von König Leopold II. begonnene Kolonialpolitik fortzuführen und auszubauen, freilich in anderem Sinne, wie es sein Vorgänger auf dem Thron getan hatte. Albert hatte die deutsche Kriegsflotte und Deutschlands Aufsehen durch den Anbau dieser Weg ein-schlagen müsse. Ihm schwebte vielleicht die einseitige seeherrliche Stellung Hollands vor, und sozia-politische Erwägungen mögen ihm die Heberzeugung eingegeben haben, daß es für die Entwick-lung des außerordentlich dicht bevölkerten Landes mit seiner hervorragend entwickelten Industrie uner-läglich sei, unter dem Schutze einer ansehnlichen Seefleete die Gütererzeugung Belgiens über die Meere zu führen. Das Bewußtsein von dem Besitz eines der größten Handelshäfen der Welt hat den König in dieser Heberzeugung festerlich noch bestärkt.

Wegen diese Bestrebungen des jungen Monarchen läßt sich nicht das Geringste einwenden. Der un-heilvolle Fehler in seiner Rechnung war nur, daß er glaubte, den diesen Absichten von außen etwa entgegengetretenen Schwierigkeiten dadurch von vornherein begegnen zu können, daß er sich Eng-land in dessen Bündnisse willfährig erwie. So klug war er wohl, um zu wissen, daß das britische Jumerium nicht ohne weiteres eine neue Seemacht ungehindert werden aufkommen lassen. Er sah ja, wie England ununterbrochen Deutschland Steine in den Weg zu räumen versuchte. Dem wollte er entgegen, und aus diesem Grunde zeigte er sich den englischen Bündnisse willfährig. Es kommt noch hinzu, daß er bei seinem Regierungsantritt inso-fern schon fertige Verhältnisse vorand, als schon König Leopold im Jahre 1906 jene ersten Ab-machungen mit England und Frankreich getroffen hatte, über deren Einzelheiten die Beröffent-lichungen der deutschen Regierung inzwischen helles Licht verbreitet haben. Aber man kann wohl ge-troht annehmen, daß der kluge Leopold, hätte er das Jahr 1914 erlebt, anders gehandelt hätte als sein Nachfolger. König Leopold war es bei seinen Abmachungen mit England ausschließlich darum zu tun gewesen, hinsichtlich des Konjunktates völlig freie Hand und Englands Anerkenntnis zu er-langen. Und er hätte später gewiß die geeigneten Mittel und Wege gefunden, sich der den beiden Westmächten gegenüber eingegangenen Verpflich-tungen zu gelegener Zeit wieder zu entledigen. Leopold II. war ein viel zu guter Geschäftsmann, und er konnte die Engländer zu genau, um sich ihnen sozuliegen auf Gnade und Ungnade aus-zuliefern, wie es König Albert getan hat. Dabei ist Albert ein so intelligenter Mensch, daß es geradezu unbegreiflich erscheint, wie er England zum Schutze der belgischen Neutralität zu Hilfe rufen konnte, einer Neutralität, die infolge der weitgehenden militärischen Abmachungen seiner Regierung mit diesen beiden Westmächten längst nicht mehr bestand. Dieser Widerspruch ist ihm aber augenscheinlich nicht zum Bewußtsein gekommen. Er mag sich tatsächlich eingebildet haben, England werde lediglich die Neu-tralität und Integrität Belgiens schützen und nach genauer Arbeit seine Truppen wieder über den Kanal führen. Wer auch nur eine Ahnung von der geschichtlichen Entwicklung des britischen Im-periums hat, mußte wissen, daß England seit zwei-hundert Jahren nie etwas anderes getan hat, als kleine Völker und Staaten zu „schützen“ und ihnen zu diesem Zweck seine Herrschaft direkt oder indirekt aufzubringen. Geht man in den Krieg hätte eine andere Wendung genommen, als er sie be-reits genommen hat, so wäre aus Belgien eine Art zweiten Portugal geworden, ein besserer Vojal-lant, den das großmächtige Britenreich täglich hätte füttern lassen, daß er nur durch die Gnade Englands noch sein Leben friste.

König Albert hat alles das nicht begriffen; er und sein Volk bliken jetzt die Folgen. Er begina

den unheilvollen Fehler, sich für klüger zu halten als sein Dntel war, und er gedachte dessen Fehler, die wahrhaftig nicht gering an Zahl waren, dadurch zu vermeiden, daß er sozulagen auf ganz neue Art regierte. Er biß den gekrönten Bürgersmann heraus; er fühlte sich als Freund der Gelehrten, der Künstler und Ingenieure. Darin mag ihm seine Gattin, die Tochter des bayerischen Herzogs Karl Theodor, noch bekräftigt haben, die bei ihrem Vater nicht nur die Augenheilkunde erlernt hatte, die auch in der Oper nie ohne die Partitur des aufgeführten Werkes sah. Für diese Art zu regieren, fehlte dem Belgierkönig einigermaßen das Vorbild; aber vielleicht war ihm das gerade recht, seine ganze Art machte überhaupt den Eindruck, als wolle er der Welt gewissermaßen einen neuen Typ des Königtums zeigen. Damit hing es wohl auch zusammen, daß er bis in die letzten Jahre hinein ununter-brochen an seiner äußeren Erscheinung herum-pokerte. Einmal trug der hochausgehensene, schlanke und kurzstirnte König einen Vollbart, dann wieder ging er glattrasiert, oder er ließ sich ein kleines, an den Ecken nach oben gebürstetes Schnurrbartchen stehen. Er betonte stets seine soziale Gesinnung, was in dem sozial so außer-ordentlich rückständigen Belgien einen guten Ein-druck machte; er zeigte sich täglich in Brüssel, im Gegenfatz zu seinem Dntel, der für sein Volk fast stets unsichtbar blieb. Leopold hatte sich aus seinen Landeskindern eben nicht viel gemacht; es war ihm auch gleichgültig gewesen, was sie von ihm dachten und wie sie über ihn sprachen; nur über etas, den wüsten Spitznamen „Eleopold“, hatte er sich ge-ärgert. König Albert gab in seinem Familienleben in solchen Bisteleien keinen Anlaß; er hatte sich gleich nach seiner Thronbesteigung auch nach Kräf-ten bemüht, die höchsten Erblichkeitsfreiheiten mit den Töchtern des verstorbenen Königs aus der Welt zu schaffen. Als traktum vor etwa 2 1/2 Jahren der Name der Königin Elisabeth mit einer ekelichen Skandalaffäre, übrigens ganz ungerechtmäßig in Verbindung gebracht wurde, ließ der König ener-gische Schritte dagegen einleiten. Alles das und noch manches andere war gewiß lobenswert; aber indem Albert mit Eifer alles vermied, was an Leopold II. anstößig und tadelswert gewesen war, vergaß er nur, daß sein Vorgänger trotz allen seinen persönlichen Fehlern dem Lande ein über-aus achtbarer Geschäftsführer gewesen war, der Belgiens Wohlstand ganz außerordentlich ver-mehrt und das Auler mit großem Geschick Jahr-zehnte lang in allen Fährlichkeiten fest in der Hand gehalten hatte. In dieser Hinsicht der englischen Kriegsheher und der französischen Revandheher hergegeben; sein eoburgischer Vetter Georg von England hat ihn eingewidelt, und er mag sich bei ihm für das Unglück bedanken, in das er blindlings hineingetaucht ist.

Allerlei.

Vom deutschen Gewissen. Ein deutscher General hat eine Fahrt vom Schlachtfeld hinter die Front angetreten. Im Auto ist noch ein Platz frei. Er denkt an die vielen Verwundeten, die ins Lazarett gebracht werden müssen. Da kann er wenigstens einem einen Dienst leisten. Einen Verletzten, dessen er ansichtig wird, bietet er den freien Platz an. „Herr General! Ich bin nur leicht verwundet, komme hier schon wieder in Ordnung. Es gibt ja viele schwer verwundete Kameraden. Die haben es nötiger.“ Es dauert nicht lange, da fällt der Blick des Generals auf einen Schwerkranken. Nun bietet er ihm den durch den lamorbidischlichen Gell-sinn des braven Kriegers freigebliebenen Platz an. „Herr General!“, so heißt dieser schon atmend her-vor, „mit mir geht es doch zu Ende! Mir kann nicht mehr geholfen werden. Aber es gibt sicher manchen, dem durch den Transport ins Lazarett das Leben gerettet werden kann. Ihm mag ich nicht im Weg sein.“ Solch einen fand der General auch schließlich. Als er, den verwundeten einfachen Sol-daten neben sich, die Kampfstätte verließ, da hat ihn Herz gejubelt. Was ist's doch für eine herrliche Sache um die Zartheit des deutschen Gewisses!

Kriegshumor.

Aufklärung. „Das Dorf dort drüben ist Scheit's in Brand geschossen.“ — „Ach nein, da liegt ja eine Kompanie von uns. Die raucht wahrscheinlich Liebesgaben-Tabak.“

Mars regiert die Stunde. Philharmonisches Kon-zert. Auf dem Programm steht „Glücks Orpheus und Eurydike“. „Nemersch ne!“ sagt neben mir ein Begeisterter, „es ist Sie reene nicht zum gloo-ben: gombonier'n dhut er ooh, der Generaloberst!“

Gutherzia. Mutter: „Wenn die Soldaten im Feld solch gutes Bohnegericht hätten, würden sie es nicht stehen lassen, so wie du.“ Junge: „Ach, dann gib es doch als Liebesgabe!“

„Regendorfer Blätter.“

Schachzeitung des Karlsruher Tagblattes.

Partie Nr. 109.

Petersburger Großmeisterturnier Mai 1914.

- Capablanca (Weiß), Alechin (Schwarz). 1. d2-d4, e7-e6; 2. e2-e4, d7-d5; 3. Sb1-c3, Sg8-f6; 4. Le1-g5, h7-h6; 5. Lg5-xf6, Dd8-xf6; 6. e4-xd5, Lf8-b4; 7. Lf1-b5+, e7-e6; 8. d5-xe6, Sb8-xc6; 9. Sg1-e2, o-o; 10. o-o, Tf8-d8, 11. Sc3-e4, Df6-h4; 12. Lb5-xc6, b7xc6; 13. f2-f4, Le8-a6; 14. e2-c3, Lb4-f8; 15. Dd1-e1, Dh4-h5; 16. Tf1-f2, e6-c5; 17. Se4xc5, Ls8xc5; 18. d4xc5, Dh5xc5; 19. Se2-d4, Td8-d5; 20. h2-h3, Td5-d8; 21. De1-e3, e6-e5; 22. f4xe5, Td5xe5; 23. De3-f3, De5-e7; 24. Sd4-c6, Te5-e1+; 25. Ta1xe1; De7xe1+; 26. Kg1-h2, Td8-d7; 27. Sc6-d4, La6-d8; 28. Df3-g3, De1-b1; 29. Dg3-b8+, Kgs-h7. 30. Dbs-e8, Td7-b7; 31. Sd4-e6! Ld3-b5 (auf f7xe6? gewinnt Weiß sofort durch Tf2-f8); 32. De8-c8, Tb7-e7; 33. Se6-f8+, Kh7-g8; 34. Sf8-d7+, Kgs-h7; 35. Dc8-c5, Db1-e1 (auf De7xf7 folgt Dc5xb5, und dann ist der Damentausch auf f5 nicht mehr zu vermeiden); 36. Dc5-f5+, Kh7-g8; 37. Df5xb5, Te7xd7 (nach 37... De1xf2 38. Db5-b8+, Kgs-h7 39. Sd7-f8+, Kh7-g8 40. Sf8-g6+ mehr Sg6xe7 ist die Stellung für Schwarz verloren); 38. Tf2-c2! De1-d1; 39. Te2-e8+, Kgs-h7; 40. Db5-f5+, g7-g6; 41. Df5-e5, f7-f6; 42. Dc5xf6,

Dd1-d6+, 43. Df6xd6, Td7xd6; 44. Te8-e7+, Kh7-g8; 45. Te7xa7. Schwarz gibt auf. Weiß hat sehr fein gespielt.

Aufgabe Nr. 172. (Original.)

Von A. Herrmann aus Karlsruhe, zuerst als Kriegstreiwiliger im Felde.

Mate in 2 Zügen.

Die Mittel des Roten Kreuzes und ihre Verwendung.

Table with 2 columns: Item description and Amount. Includes 'Beim Zentralkomitee vom Roten Kreuz', 'fo doch ein Bestand von', 'Für Bekleidung und Ausrüstung des zum Kriegsdienst verwendeten Personals', etc.

In Anbetracht der gewaltigen Anforderungen, die in dieser schweren Zeit an das Zentralkomitee vom Roten Kreuz herankommen, sind weitere Spenden dringend erwünscht.

Kleine Kriegszeitung.

Die englische Angst vor der Wehrpflicht. Der Londoner „Evening Times“ zufolge hat die Arbeiterpartei für 6. Dezember im Vereinigten Königreich Massenmeetings gegen die bevorstehende Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Großbritannien einberufen.

Auch eine Verdeutschung von Adien. Der „Köln. Zig.“ schreibt man folgende kleine Epitaph, die sich im Westfälenslande abspielte. Siehe ich da vor mir

in einer Wirtschaft in Wanne und war auf die Elefride. Da treten drei, vier Bekannte von der Schicht herein, stärken sich, wollen vom Bier das Neueste vom Kriege hören. Die verklebete „Guden“ hatte gerade den russischen Kreuzer vernichtet; darüber nun freudige Erregung. Nach einiger Zeit steht einer von den Bergleuten auf, zahlt und geht hinaus, indem er „Adjüs“ sagt. Darauf ruft ihn einer zurück mit den Worten: „Komm es hier, Gustav, das hat nicht Adjüs, das es so Französisch, das hat es richtig: „Gott schlag dem Engländer.“ Und das ganze Lokal sollte dem Bergmann lauten Beifall.

Die Pflze. Wehrmann Peter Müller lebt in seinem Quartier, wie man zu sagen pflegt, wie die Maus im Speck. Seine runde französische Quartierwirtin mißt sich, ihm alles von den Augen abzusehen, ist man doch auf dieses sowie auf Gebärden meist nur angewiesen. Eines Tages leidet Müller nach seinem Lieblingsspiel. Hat er doch von der französischen vorzüglichen Zubereitung genug gehört. Das ganze Register seiner Vorstellungskraft läßt er spielen. Vergänglich. Seine lebenswürdige Wirtin verharret in völliger Verstandeslosigkeit. Da durchflutet ihn ein Gedanke. Mit einem Satz kreist er auf die Tischplatte den gewöhnlichen Bekleidungsmodell: Mutters Strumpfputz. Da fliegt es wie versteinertes Blei über der Wirtin rundliches Gesicht: „Ah, monsieur, um ombrello...“ und blitzschnell ist sie davon, im nächsten Augenblick wiederkehrend, um unserm überläufigen Vaterlandsverteidiger strahlend einen — übersehenen Sonnenschirm zu überreichen.

Günster ist der beste Parlamentär. Eine Mainzer Leserin übermittelt der „Köln. Zig.“ einen Auszug aus einem Feldpostbrief, den sie von ihrem in Dien kämpfenden Sohn erhielt. Der Briefschreiber erzählt da folgende eckige Geschichte: Ein deutscher Unteroffizier wird von einer russischen Patrouille gefangen; ein Russe kann Deutsch und der Unteroffizier sagt zu ihm: „Kamerad, laß mich laufen, ich geb dir drei!“ — Antwort: „Nicht ich nicht.“ — „Ich geb dir drei!“ — „Nicht ich nicht.“ — „Ich geb dir drei!“ — „Nicht ich nicht.“ — „Was willst du denn dann haben?“ — „Kamerad“, sagt der Russe, „ich will dir was sagen: nimm du mich mit, ich geb dir noch drei Mark dazu; seit fünf Tagen hab' ich nichts mehr gegessen!“ — Und er kam mit...

Gestern nachmittag ging ein Mann vom Jägerregiment, das mit uns zusammenzieht, ohne Waffen

zu den Russen hinüber. Kurz vor ihren Schützengräben zog er seinen Stiefel aus und winkte mit dem weißen Fußlappen, zum Zeichen, daß er Parlamentär sei. Dann sagte er auf russisch zu dem nächsten Gegner: „Kamerad, komm zu den Deutschen, du bekommst eine Mark, Brot und Zigaretten.“ Der Russe erwiderte: „Einen Augenblick — und verchwand, kam dann aber nach fünf Minuten mit einem Unteroffizier und 22 Mann wieder. Der Jäger ließ von vier Mann ihre Waffen holen und kam dann mit den 24 Mann gemächlich anpariert. — Solche Stillechen passieren hier zuweilen. Die Russen haben ja kein Essen mehr; fünf Mann müssen mit einem halben Brot drei bis sieben Tage auskommen. —

Väter und Söhne. Aus dem eifrigen Mäntertal wird folgende drollige Kriegsepisode berichtet: Das Patrouillengehen macht Durst, zudem ist das Wirtshaus immer noch die erpriehtlichste Nachrichtenquelle. So dachten einige Wehrmänner des 2. Regiments, die man auf Patrouille geschickt hatte und die in einer Gemeinde des Großtales einkehrten. „Endlich“, rief der Wirt, „kommt ihr. Den ganzen Morgen wartet ich auf euch und mit mir ein Franzose, dem die Sache fest aber zu dünn geworden ist. Gerade ist er hinüber in den „Goldenen Löwen“ gegangen.“ „Was soll's mit dem Franzosen?“ fragt die Patrouille. „Er, ihr sollt ihn doch mitnehmen! Er sagte, er will im „Löwen“ noch ein Weilschen sich aufhalten. Wenn ihr kommt, möchtet ihr hinüberkommen.“ Das Schöpfchen wird genehmigt und die Patrouille macht sich auf, natürlich hinüber in den „Goldenen Löwen“. Nichtig, da ist geduldig die Hofe bei einem Glase Bier. „Na endlich!“ war auch sein Ausruf, und dann schloß er sich den Wehrmännern an. „Sein Vater sei schon anno 70 in deutscher Gefangenschaft gewesen. Er denke, es sei inzwischen dort nicht schlechter geworden, als sein Vater ihm erzählt habe.“

Vom Wetter.

Wetterbericht des Zentralbureaus für Meteorologie und Hydrographie vom 5. Dez. 1914.

So weit es die heute sehr mangelhaften Nachrichten erkennen lassen, ist im Nordwesten eine neue tiefe Depression erschienen, die bei uns härteres Fallen des Barometers verursacht hat; unter ihrer Einwirkung ist das Wetter trüb oder unbeständig

und wegen aufstehender südwestlicher Luftströmung mild. Niederschläge sind nur stellenweise und nur in geringen Mengen gefallen. Die Wetterlage (unbeständig, leichte Regenfälle, mild) wird sich voraussichtlich nur wenig ändern.

Wasserstand des Rheins vom 5. Dez. 1914. Schutterinsel 93, Stillstand, Rehl 187, gefallen 2. Maxau 335, Stillstand, Mannheim 244, gefallen 1.

Wetterbericht der Deutschen Seewarte vom 5. Dez. 1914, 8 Uhr vormittags.

Table with 5 columns: Stationen, Barometer, Thermometer, Windrichtung und Stärke, Wetter. Lists various stations like Berlin, Hamburg, Königsberg, etc.

Urin, Auswurf. Untersuchungen werden angeführt von Chemischen bakteriologischen Laboratorium der Internationalen Apotheke. Dr. Fritz Lindner.

Ohne Zahlung bis zum Frieden

Um die Anschaffung unserer berühmten trichter- und nadellosen Sprechapparate auch in Kriegszeit jedem Mann zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, unseren üblichen Bedingungen der Lieferung zur Probe und gegen kleine Monatsraten erschaffe u. solv. Reflektanten noch eine außergewöhnl. Erleichterung hinzuzufügen, nämlich daß die

1. Rate erst einen Monat nach Beendigung des Krieges

füllig sein soll. Sie haben also während des Krieges, ungeachtet seiner Dauer, nichts zu zahlen, ohne daß wir Zinsen oder einen höheren Preis als den bisherigen berechnen. Lassen Sie sich also unseren Apparat sofort kommen! — Da wir unseren Apparat sofort kommen! — Da wir unseren Apparat sofort kommen! — Da wir unseren Apparat sofort kommen!



Senden Sie uns diesen Schein noch heute ein!

BESTELLSCHEIN an

Bial & Freund, Postf. 439/388 Breslau

Senden Sie mir Ihren trichter- und nadellosen Sprechapparat mit 20 ausgeschnittenen Scheiben auf 10 doppelseitig bespielten, 29 cm großen Satz-Platten 5 Tage zur Probe. Wenn ich die Sendung nicht innerhalb 5 Tagen nach Empfang an Ihre Firma in Breslau franco zurückschicke, behalte ich sie und zahle unter Anerkennung Ihres Eigentumsrechtes bis zum Ausgange für den Apparat 60 Mark und für jede Satz-Doppelplatte 3.30 Mark in Monatsraten von 6 Mark, vier Wochen nach Beendigung des Krieges beginnend. Erfüllungsort ist Breslau.

Form with fields for Name, Address, and Date.

Advertisement for Fritz Geisler, a soldier killed in action. Includes text: 'In den erbitterten Kämpfen im Osten schwer verwundet, starb am 29. Novbr. im Krankenhaus in Cottbus den Heldenod für sein Vaterland mein innigstgeliebter Sohn, unser lieber Bruder und Schwager Fritz Geisler'.

Advertisement for Albert Wagner, a soldier killed in action. Includes text: 'Für die vielen Beweise herzlichen Teilnahme bei dem uns so schwer betroffenen Verlust sagen wir allen, die dem Heimgegangenen Albert Wagner die letzte Ehre erwiesen haben, herzlichen Dank'.

Advertisement for Trauerbriefe (mourning letters) delivered quickly and cheaply.

Advertisement for Karlsruher Leckerbissen (Karlsruhe delicacies) featuring 'Dauergebäck' and a 10% discount on all goods at Kunstgewerbe-Haus Köchlin.

Advertisement for Pfannkuch & Co. products including 'Würfelzucker', 'Tee-Bombe', 'Schokoladen', 'Lebkuchen', 'Hustenbonbon', 'Kondens. Milch', 'Wurst', and 'Käse'.

Advertisement for music lessons and stenography instruction by Klavier-Unterricht and Schreidmaschinen- und Stenographie-Unterricht.

Advertisement for Die Vogel- u. Fischhandlung (The Bird and Fish Shop) by L. Jäger.